

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 21

Artikel: Das Wunder auf dem Hausgiebel
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als ich gestern Abend diese Rede meiner Base hielt, lachte sie unbändig und sagte: „O du alter Esel! Erstens würdest du nicht zwicken, daß es etwas nützte, denn du hast dich nie auf das verstanden! Und zweitens, was du da von Fest und Feier sagst, das mutet mich an, wie wenn's von einem ledernen Schulmeister ausgeflügelt wäre, Fest oder Feier — das „ischt änn Hond“ wie der Appenzeller sagt.

Kennst du die Anekdote von jenem Schwabenbüblein, das am Beerdigungstag seiner

Großmutter täubelte und sagte: „Wenn i mei rote West net anziege darff, no freit mi die ganz Reich foi bisle meh!“ Grad so habt's ihr Eidgenossen mit dem Vaterländli. Ihr müßt's verschwellen können. Und wenn es nicht eine Omelette ist mit très beaucoup de bruit, so freut's euch nimmer!“

So sprach Bäsli Elisabeth. Ich aber schwieg. Meine ganze Rede war für die Katz gewesen. Ach, und es gibt etwas, gegen das die Götter selbst vergebens kämpfen!

En Traum.

Es häd im Himmel dunklet gha.
De Liebgott häd es Nückli gnah.
Do traumt's em vume schöne Land.
Er nimmt de Stücke flingg i d' Hand
Und uf de Suet en gäle Strauß,
So ziehd er dur sis Ländli us.

Ja, wänn er jeß nu wüßt wohi!
Zäntume heft er möge si,
In grüne Matte hert am See,
Nei z'oberst det im wiße Schnee,
In Weide-n-und im hüele Wald,
Wo d'Sunn so schön dur d'Blätter fallt.

Do ribt er d' Auge-n-us und stunt:
En Traum! Wänn er nu wieder chund!
Stahd uf und seid: „Es blibt debi,
So, wie's mer traumt häd, so sell's si!“
Wo 's taget, winkt er mit der Hand,
Und do stahd's, eusers Schwizerland.

Es Glöggli lüt'. Wo chund's ächt her?
Wänn i i säbem Dörsli wer!
So dänkt er: furt! und stürmt devo.
Im Dörsli sined Maitli froh,
Si tanzed ime Ring um d'Bäum;
Em Liebgott isch, er sei diheim.

Am Abig lid er an en Rai
Und häd gar schveri, müedi Bei,
Und nomel chund em alles z'Si:
Wie schön isch nüd das Ländli gfi!
Uf eimal häd's en übernah,
Er juchset und verfwachet dra.

Ernst Eschmann.

Das Wunder auf dem Hausgiebel.

Von Otto Frei.

Ein Abend wie jeder Abend: Ich spüre ein schmerzliches Zerrn den Rücken herauf, eine stumpfe Dumpfheit im Kopf, und im rechten Handgelenk vom vielen Zahlenschreiben den Tag über ein leises Bröckeln und Zittern. Da schiebe ich Bücher und Schreibzeug plötzlich beiseite, lasse mich in der Zimmerecke schwer in den Liegestuhl fallen und klemme mir den schwarzen Kopfhörer auf beide Ohren. Wein über Wein, die Augen zu; nun — töne, Harfe der Welt!

Sie tönt.

Ich höre die Konzertkapelle irgendeiner meilenfernen Stadt. Die buntstimmige Musik

rinnt mir aus den beiden Muscheln wie aus zwei munter plaudernden Brunnen in die Ohren: samtener Orgelklang, herzgutes Lachen, ein Raunen voll Weisheit, meergewaltiges Erbrausen und wieder stillgeducktes Wächleingeriesel... Aber diese Musik flimmert und flunkert nicht nur, so gut sie es könnte; sie zieht schwer und süß in mein tagmüdes Herz ein, in ihrer herrlichsten Pracht und mit ihrem fröhlichsten Trost. Sie wärmt mich im Innersten an, scheucht wie mit scherzhaft gespreizten Händen alles Müde, Bage und Dunkle aus mir hinweg und breitet dafür eine unendliche Freude und Heiterkeit in mir aus, so blauhimmelig und

blumenwimmelnd wie der liebe Frühlingstag.

Nun setzt das Spiel für eine kurze Minute aus.

Und wie ich so vor mich hinsinne, knattert plötzlich ein seltsames Geräusch in meine himmelsnahe Dachstubeinsamkeit herein. Kein Zweifel, es muß der Wind sein, der oben um den Hausgiebel pfeift und dabei mutwillig an meiner Hochantenne zupft und zerrt. Und jetzt, noch voll vom Wohlklang und Glanz des ertönenden Spiels, sehe ich für eine Weile nichts anderes als diese straffgewundene Antennenkrone aus goldschimmerndem Draht vor mir, die da auf unserm Dachfirst so unscheinbar in Dunst und Wind emporragt, und von der man nie recht weiß, ist sie eine Zier oder eine Unzier des Hauses.

Dieser wunderbare goldschimmernde Draht! geht es mir durch den Sinn. Denn nun sehe ich in ihm den Spender all des Ergötzens, das ich eben noch so wollüstig schlürfte und einsog, und mir ist, er müsse noch ordentlich triefen von soviel Klang und seliger Melodie.

Was ist dieser straffgespannte seltsame Draht doch für ein vortrefflicher und schlauer Lauscher! denke ich. Ist er nicht hurtiger im Hören und stärker im Zugreifen, als die tollste Sturmnacht stark im Rütteln und flink im Dahinbrausen ist? Denn noch aus ihrem wildesten Gepfiff und Geheul heraus erhört er wie zum Spaß allerlei Gesang und wichtiges Gerede, wie er's gerade braucht. Und er ist feinhöriger als die stillste Stille. Denn er überlistet auch sie, und sie mag noch so stumm und großäugig zwischen Erde und Gestirnen ins graue All hinausstarren, er gewinnt ihr doch immer noch irgend ein Lied, einen Scherz oder ein kurzweiliges Geplauder ab. So ist er.

Und er duldet keine Einschränkung, nicht die kleinste. Wo eine Weite und eine Stimme ist, da lauscht er überall hin, und kein Berg wird ihm je davor sein und kein Meer ihm je sein Tun vereiteln. Da wird er zu dem so unentbehrlichen und gesegneten Zwischenträger zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und

Volk, zwischen Welt und Welt — dieser großartigste aller Mittler und Zwischenträger, dieser wunderbare goldschimmernde Draht!

Und wie prächtig er sich in dieser weiten, lichten Welt auskennt, er, der doch aus dem Abgrund stammt, aus dem Grubenschacht voll Staub und Nacht und Steingepolster! Denn nicht einmal seine Herkunft sieht man ihm mehr an. Nein. Wie er so auf seinem hohen Posten steht, ist nichts Kleines und Niedriges mehr an ihm; er hat sich vollkommen in seinen Dienst gefunden und fühlt sich stark und sicher auf dieser Höhe. Freilich, er weiß auch, daß es ganze Jahrhunderte und ungezählte Geschlechter sind, die ihm da heraufgeholfen haben. Von der verkrampten Faust des Bergmanns bis zum ertönenden Apparat des Erfinders war es ein weiter und beschwerlicher Weg, ein Weg durch hundert schwierige Hände und tausend grüblerische Köpfe; und nur so kam es, daß nun hier oben gleichsam der Glanz von den Lorbeeren aller Zeiten um ihn glimmt und schimmert. Und das Wunderbarste: er vergißt nichts von alledem, als ob er sich haargenau darauf besinnen könnte, und dankt es der Menschheit — dadurch, daß er sich frohgemut zu ihrem Knecht und Diener macht und ihr so tausendfältig alles wiedervergilt, was sie zu seiner Erhöhung geopfert und getan hat. Dieser wunderbare goldschimmernde Draht...

Mittlerweile hat in der meilenfernen Stadt die Musikkapelle mit Wirbel und Schall längst wieder eingesetzt.

Ich rücke mir die schwarzen Hörermuscheln besser aufs Ohr und gebe mir alle Mühe, gesammelt zu sein. Die Musik rinnt mir wieder warm und weichwellig ins Herz; aber noch in den leisesten Klang und in die besinnlichste Melodie schlüpft immer wieder ein Ächzen aus der mühseligen Geschichte des wunderbaren Drahtes oder ein Jubilieren aus seinem glorreichen Hausgiebelalltag. Und mir scheint, erst so habe der Klang seinen richtigen Schmelz und erst jetzt die Melodie ihren wahren Glanz.

Ein Lied an Gott.

In Deinen Händen hab' ich kein Gewicht,
wenn sie mich wägen, kann ich nicht bestehen,
in ihnen bin ich leicht wie Nebelwehen,
das um die Bäume sich zerfließend flieht.

Vor deinem Blicke bin ich ohne Maß,
wenn er mich mißt, vermag ich nichts zu gelten,
dann bin ich gleich dem an den Weg gestellten,
in blasser Herbstlichkeit verwelkten Gras.

Vor deinem Lichte bin ich wie die Nacht,
in scheue Schattenhaftigkeit verschlungen,
doch von Bereitschaft innerlichst durchdrungen,
ganz aufzugeh'n in deine Morgenpracht.

Vor dir bin ich wie eine leere Hand,
die nichts ihr eigen nennt als ihre Falten,
die aber innigst vor dich hingehalten,
weil du die Fülle, die sie endlich fand.

Rudolf Schneyer.